Randnotizen

Autor(en): **Ruinelli, Armando**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **26 (2013)**

Heft [9]: **Glarus Süd : Bauwillige beraten, Eigenarten stärken, Teilzeitbewohner suchen : Skizzen und Konzepte, wie eine alpine Randregion ihre Baukultur fördern kann**

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-392429

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

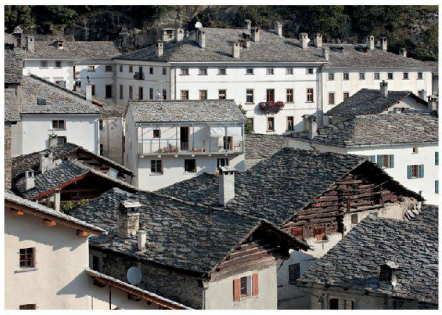
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Randnotizen

Planen und Bauen mit gesellschaftlicher Wirkung – wie dies Randregionen im Alpenraum gelingen kann, zeigen Beispiele, Ideen und Postulate von neun Denkern und Macherinnen.



Was wird aus den leeren Häusern und Ställen in Soglio? Foto: Ralph Feiner

Teilzeitbewohner gesucht

Text: Armando Ruinelli

Wer über Randregionen im Alpenraum nachdenkt, muss unterscheiden zwischen Alpentälern mit und ohne Winter – im touristischen Sinn. Zwischen den beiden Typen gibt es ökonomisch gesehen eine weite Kluft. Nichts hat sie so offenbart wie die Initiative gegen die Zweitwohnungen. In den Talschaften mit Wintertourismus – im Oberengadin zum Beispiel – entpuppte sich der Ferienwohnungsbau als eine zwar ressourcenfressende, aber lukrative Investition sowohl für den Landverkäufer als auch für den neuen Besitzer. Da schafft die Initiative eine dramatische Zäsur. Das Baugewerbe verliert massiv an Aufträgen und Bedeutung; der Immobilienbesitz und -handel gewinnt, denn die abrupte Begrenzung des Angebots wird die Preise erhöhen. Wie sich das Geschäftsmodell entwickeln wird, ist offen.

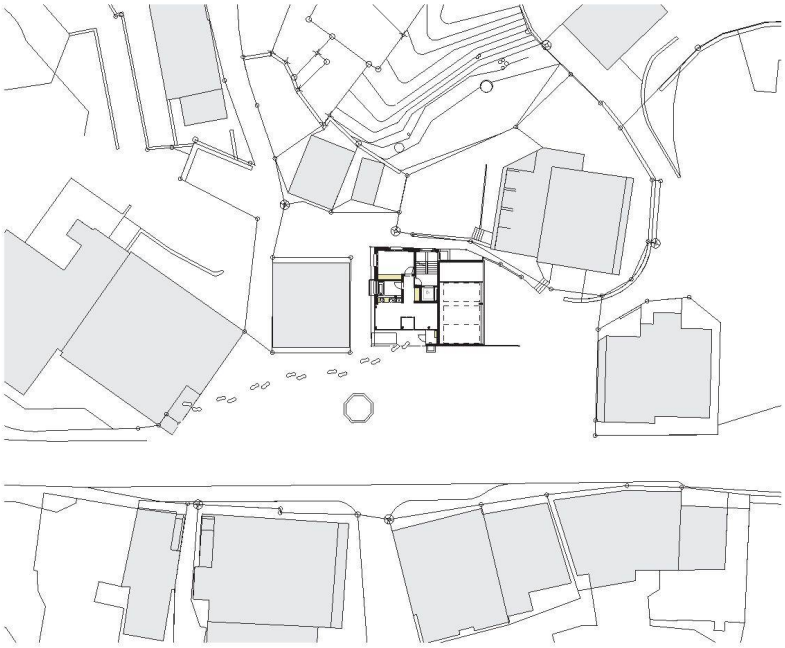
Die Gegenden ohne Wintertourismus – das Bergell zum Beispiel – funktionieren anders. Hier war und ist eine Investition in Immobilien kein Weg, um Geld zu vermehren. Die Verkäuferin ist oft eine Erbengemeinschaft, die nicht weiterweiss mit dem Elternhaus, mit dem Bauland. Der Preisunterschied zwischen Regionen mit und ohne Wintertourismus beträgt bis zu 5000 oder mehr Prozent. Wenn also jemand da baut, dann weiss er, dass sein Geld am Tag, an dem er sein Haus bezieht, weniger wert sein wird als am Tag, an dem er es zu planen beginnt. Dennoch bedrängen die Folgen der Initiative auch diese Gegenden. Es wird schwieriger für die Erbengemeinschaften, ihre Häuser weiterzugeben, weil auch sie als Zweitwohnungen gelten können. Offen ist auch, was aus den zahllosen leer stehenden Ställen wird. Auf diese Fragen muss das Parlament in der anstehenden Beratung des Zweitwohnungsgesetzes eine Antwort finden, denn Zweitwohnung ist nicht gleich Zweitwohnung. Die Initiative erledigte aber auch einen geheimen Traum in den winterfernen Regionen: dass doch noch ein Kuchenstück vom reich gedeckten Tisch des benachbarten Winterkurorts herholen könne, wer die Spekulation nur kühn oder geschickt genug anstelle.

Wenn aber der herbeispekulierte Anschluss an den wundersamen Reichtum der Winterorte ausbleibt, was soll dann werden? Es sind ja auch andere Träume ausgeträumt: Die kinderreichen Familien kommen nicht, das Schulhaus, die Poststelle und der Lebensmittelladen gehen zu, und die grosse Firma bleibt im Unterland. Doch Regionen wie das Bergell können auf das Szenario ‹Part-Time-Bewohner von Alpentälern› setzen. Dank der beruflichen Mobilität, der Verkehrs- und Kommunikationssysteme, dank der kulturellen und intellektuellen Neugier und Regsamkeit kommen mehr Menschen in die Bergtäler, die hier zeitweise wohnen und arbeiten. Sie nutzen die Ruhe und die Abgeschiedenheit, aber auch die günstigen Bodenpreise und Lebenshaltungskosten für ihre Produktionen. Sie planen spezialisierte Geräte, stellen sie teils auch her, sie organisieren weltweiten Handel mit Gütern, die grosses Wissen benötigen – es gibt einige Beispiele solcher Ökonomie im Kanton Graubünden. Sie würden das Augenmerk der Wirtschaftsförderung eher verdienen als die Hoffnungen in Grosssägereien und dergleichen. Denn setzen Regionen alles auf solch grosse Karten, ist auch der Scherbenhaufen hinterher beträchtlich; scheitert ein Kleinbetrieb, ist dies eher verkraftbar. Und es gibt diese Kleinbetriebe, die im Berggebiet leben und arbeiten wollen und von hier aus in Netzen in die Welt wirken. Unabdingbar für dieses Szenario ist, dass die abgelegenen Gebiete mit Techniken und Systemen der Kommunikation gut versorgt werden. Zurückzuweisen sind darum Bilder und Postulate, die darauf aus sind, die Berggebiete als künftige Wildnis von solchem Service public abzuschneiden. ●

Armando Ruinelli ist seit 1982 Architekt in Soglio. Er war Gemeindepräsident und Präsident der Region Bregaglia.

Von der Strasse nach Elm blickt man auf die Tschingelhörner und den Piz Grisch. Foto: Peter Hauser

Neubau Rothus mit Alterswohnungen, 2008
Dorfplatz, Wassen UR
Machbarkeitsstudie: Maria Baumann, Margrit Baumann, Felici Riedi
Bauherrschaft: Stiftung Wohnen im Alter; Maria und Kaspar Baumann, Margrit Baumann
Architektur: Büro für Architektur Margrit Baumann, Altdorf
Farbgestaltung: Eliane Bass
Bauleitung: Remo Gamma
Baukosten: Fr. 2,65 Mio.



Die Häuser fassen den Dorfplatz wie einen Empfangshof. Hier machten früher die Gotthard-Fuhrwerke Halt.

Mitten in Wassen entstanden im neu aufgebauten Rothus sechs Alterswohnungen.

Bauen mit gesellschaftlicher Wirkung

Text und Foto: Margrit Baumann

Das Rothus am Dorfplatz ist heute ein Treffpunkt in Wassen. Das war nicht immer so. Um das Leben zurückzubringen, war ein langer, intensiver Prozess nötig. Seit der Hochblüte des Eisenbahnbaus verkleinerte sich das Urner Dorf auf einen Sechstel, 2012 zählte es noch 458 Einwohner. Wegen der leeren Gebäude und wenigen Menschen verlor der Dorfplatz seine Anziehung. Dies fiel der damaligen Gemeindepräsidentin Maria Baumann auf. Mit der Architektin Margrit Baumann suchte sie nach Möglichkeiten, um mit dem Rothus wieder Leben auf den Platz zu bringen. Dieser lässt sich wie einen Patio, einen Empfangshof, lesen. Früher beherbergte jedes Haus im Erdgeschoss ein Restaurant oder einen Laden, und am Gallusbrunnen wurden die Pferde der Gotthard-Fuhrwerke getränkt. Für die Bevölkerung ist der Dorfplatz ein Speicher der Geschichte.

Aufgrund einer Machbarkeitsstudie wählte man Alterswohnungen als neue Nutzung für das Rothus. Neues Leben durch Alterswohnungen? Das klingt paradox. Doch zum einen benötigte die Gemeinde mehr passenden Wohnraum für ihre alternde Bevölkerung. Zum anderen aktiviert das Haus den Platz, denn die Rentnerinnen und Rentner sind oft dort und nutzen die Läden ebenso wie die Dienste des benachbarten Betagten- und Pflegeheims. Die Age Stiftung leistete einen namhaften Beitrag an das Projekt – wegen seiner zentralen Lage im Dorf, der Synergien auch für das benachbarte Heim und wegen des Potenzials, das Modell in andere Gemeinden zu übertragen.

Trägerin des Projekts ist die Stiftung Wohnen im Alter. Sie will Wohnungen für Rentnerinnen und Rentner in guter baulicher und gestalterischer Qualität errichten und betreiben – zu preiswerten Bedingungen in einem gepflegten Umfeld. Aus baulichen Gründen wurde das alte Rothus durch einen Neubau ersetzt. Seine Lage am Dorfplatz ermöglicht den Bewohnerinnen und Bewohnern ein eigenständiges Leben. Die sechs 2½-Zimmer-Wohnungen sind hindernisfrei und ihre Loggien dem Platz zugewandt. Das halböffentliche Erdgeschoss mit Sitzungsraum und Besucherzimmer nutzen auch die Wassener rege, ebenso die seitliche Garage, die, wie die Luftschutzräume, ein weiteres Bedürfnis der Gemeinde stillt. Das Rothus bietet damit auf kleiner Fläche eine hohe Dichte an Nutzungen für Bewohner und Bevölkerung – mitten im Dorf.

Die Finanzierung erforderte Zeit und Geduld. Zwar war der Bodenpreis tief, die Baukosten aber so hoch wie an zentralen Lagen. Da der Bankkredit zu wenig Mittel brachte, musste die Stiftung mehrere Darlehen erwirken. Bei der Realisierung wollte man das örtliche Handwerk berücksichtigen, weshalb der Massivbau dem traditionell gewandeten Holzbau vorgezogen wurde. Der schlichte Baukörper aus Einsteinmauerwerk mit Dämmputz blieb auch in den ökonomischen Limiten. Der steinerne Sockel ist zurückhaltend geschmückt, während darüber ein kräftiges Rot leuchtet – Symbol für das neue Leben am Dorfplatz von Wassen. ●

Margrit Baumann ist Architektin in Altdorf und in verschiedenen Verbänden für die regionale Baukultur engagiert.

Denkmalpflege ist Raumplanung – Ortstermine in Glarus Süd

Text und Fotos: Markus Vogel

Während vierzig Jahren beschränkte sich die Glarner Denkmalpflege darauf, nicht bindende Stellungnahmen zu Baugesuchen zu verfassen und Beitragsgelder zu verteilen. Die Aufgabe des Aufpassers, Mahners und Bauberaters war den zahlreichen Ortsbildstiftungen und dem Glarner Heimatschutz überlassen, einem privaten Verein, der auch informierte und publizierte.

Nun könnte sich dies ändern. Der Bund hat das Beitragswesen an die Kantone delegiert. Diese können nun eigene Programmziele vorausschauend festlegen und Bundesbeiträge dafür einsetzen. Damit kann die Denkmalpflege nun selbstständig Themenschwerpunkte setzen und sie mit Beiträgen des Bundes, des Kantons und der Gemeinde realisieren.

Drei Ortstermine in Nidfurn, Rüti und Braunwald zeigen stellvertretend: Die Ortsbilder in Glarus Süd sind gefährdet, und der Handlungsbedarf ist gross. Trotz der erschwerenden Umstände – fehlender Marktdruck, viel zu grosse Bauzonen – sind aber auch die Möglichkeiten gross, wenn die Denkmalpflege – lange vor der Einzelobjektbetrachtung – erst einmal raumplanerisch denkt und handelt.

Ortstermin 1: Nidfurn, der Strassenraum im Haufendorf. Die Hauptstrasse verursacht einen ‹Doughnut-Effekt› in Nidfurn – aussen fett und innen leer. Entlang der Strasse stehen die grossen Strickbauten leer und verlottern inmitten eines prosperierenden Dorfrands. Für Nidfurn lautet der raumplanerische Ansatz, eine gestaltete Strassenraumzone zu schaffen, die die Qualität der Bauten wieder aufleben lässt.

Ortstermin 2: Rüti, das gut erhaltene bäuerliche Industriedorf. Alle Bauten und Elemente eines exemplarischen bäuerlichen Industriedorfs finden sich entlang der idyllischen Dorfstrasse, die schon vor etlichen Jahren vom Durchgangsverkehr befreit wurde. Neben dem Dorfkern gibt es punktuell grosse Leerstände in den Industriebauten. Der raumplanerische Ansatz für Rüti liegt darin, eine Industriedorfzone zu schaffen. Sie erlaubt, dass sich das Dorf weiterentwickeln kann, ohne dass seine wichtigen, schützenswerten Komponenten verloren gehen.

Ortstermin 3: Braunwald, die Ruhe in der Höhe. Der ‹Chaletweg› zeigt, wie Braunwald gedacht war: kleine, gut gestaltete Ferienbauten, zum Beispiel von Hans Leuzinger, mit viel Umschwung in die Alpwiese oder in den Wald gesetzt, verbunden durch ein Netz von Fusswegen. Eine Bebauung, die ruhig und gelassen wirkt angesichts der eindrücklichen Bergkulisse. Die Denkmalpflege plädiert hier – im Widerspruch zur aktuellen Raumplanung – für eine Streusiedlungszone. Denn diese lässt zu, dass die ortsspezifische Bebauung mit gut gestalteten Ferienbauten fortgeführt und weiterentwickelt werden kann.

Die skizzierten raumplanerischen Massnahmen können sich in der Nutzungsplanung manifestieren, zum Beispiel als überlagerte Zonen oder als Sonderbauvorschriften. Dies zu planen und umzusetzen wird möglich, indem die Denkmalpflege neu Beitragsgelder dafür nutzen kann. Sie setzt sich mit diesen Vorschlägen zum Ziel, unverwechselbare Identifikationsorte und Anziehungspunkte in Glarus Süd zu ermöglichen. ●

Nidfurn: Den Strassenraum gestalten, um die schönen Altbauten zu stärken, empfiehlt Denkmalpfleger Markus Vogel.

Rüti: mit einer Industriedorfzone die Entwicklung ankurbeln, ohne Schützenswertes zu gefährden.

Braunwald: das Prinzip der verstreuten Kleinbauten fortsetzen.

Markus Vogel ist Architekt und seit 2010 Denkmalpfleger des Kantons Glarus.

Im Zentrum von Röthis im Rheintal entstand 2009 ein Musikprobelokal mit Café (Architektur: Cukrowicz Nachbaur).

Baukulturgemeinde-Preis ‹Landluft›
Trägerschaft: Verein Landluft und Österreichischer Gemeindebund
Zielpublikum: Gemeinden, öffentliche und private Bauherren und Planer
Verfahren: öffentliche Einreichung, Vorauswahl, Besichtigung, Entscheid über Preise und Anerkennungen; 15-köpfige Jury
Turnus: alle drei Jahre
www.landluft.at

Zum alten Zinshaus gesellte sich 2001 ein holzverschaltes Bürohaus (Architektur: Reinhard Drexel).

‹Landluft› oder Österreich machts vor

Text: Marina Hämmerle, Fotos: Darko Todorovic

Im bunten Fächer der Themen- und Bauherrenpreise Österreichs nimmt der Baukulturgemeinde-Preis ‹Landluft› eine erfrischende Sonderstellung ein: Er lenkt den Blick vom Objekt zum Ganzen. Der Preis widmet sich als Erster seiner Art der Förderung von Baukultur im ländlichen Raum und belohnt Kommunen, die nachweislich in vorausschauende, intelligente Projekte zur Lebensraumgestaltung investieren. In Kooperation mit dem Österreichischen Gemeindebund rief der Verein 2009 zum ersten Mal Gemeinden und Städte auf, ihre baukulturellen Leistungen zu belegen, die Prozesse dahinter zu erläutern und die beteiligten Personen sichtbar zu machen. Lernen von den Besten als Anregung für richtungsweisende Projekte in weiteren Gemeinden lautet das Prinzip.

Die Jurymitglieder aus den Bereichen Kommunalpolitik, Baukultur, Zukunftsentwicklung, Wirtschaft, Kunst und Medien nominieren in einer Vorauswahl eine Anzahl Gemeinden, die sie dann bereisen. Dabei gehen sie zum Beispiel diesen Fragen nach: Wie läuft die Zukunftsentwicklung ab, ihre Prozesse und Entscheide? Welche vorausschauenden Massnahmen wurden in der Raumplanung und Bodenpolitik getroffen? Welchen Wert hat die Gestaltung von Bauten und öffentlichen Räumen, und gibt es Vorzeigeprojekte? Wie ist Baukultur innerhalb der Gemeindeverwaltung und -politik verankert? Die ausgezeichneten Gemeinden kommen durch ihre Beteiligten in Publikation, Ausstellung und Vorträgen zu Wort. In der zweiten Ausgabe des Preises 2012 wurden drei Kommunen mit Preisen geehrt, und fünf konnten sich über eine Auszeichnung ihrer Baukulturpolitik freuen.

Einige der Vorzeigeorte liegen nahe der Schweizer Grenze: Lauterach, Klaus und Röthis im Rheintal oder Hittisau im Bregenzerwald. Was die Ortschaften vermitteln? Wenig Spektakuläres, dafür manifest gewordene Alltagskultur einer achtsam handelnden Dorfgemeinschaft: lebenswerte Freiräume, gut gestaltete Bauten und ein wohltuendes Gefüge aus Überliefertem und Neuem.

Die Gemeinde Röthis zum Beispiel beruft seit 1992 für alle Bauprojekte, auch für Einfamilienhäuser, einen Gestaltungsbeirat ein. Für ihre kommunalen Bauten schreibt sie eingeladene Wettbewerbe aus. 2009 wurde die Bevölkerung mit dem Projekt ‹Vision Dorfmitte› befragt, wie Röthis in Zukunft aussehen soll. Im letzten Jahrzehnt entstand eine Handvoll zeitgenössischer Bauten, die das Dorfbild bereichern: ein Bürogebäude als Gegenüber des alten Zinshauses zum Beispiel oder das Musikhaus in der Dorfmitte, ein Probelokal für den grossen Musikverein, dessen Café zum Treffpunkt geworden ist. ●

Marina Hämmerle ist Architektin; von 2007 bis 2012 leitete sie das Vorarlberger Architektur Institut (VAI) und ist heute als Beraterin für Baukultur tätig.

Bauen ist mehr als Betonieren – Architekturpolitik für Glarus Süd

Text: Kaspar Marti

Gemeinden tragen mehrfach baukulturelle Verantwortung: als politische Instanz in der Raumplanung, als Behörde im Baugenehmigungsverfahren und als Bauherr. Um diese Verantwortung wahrnehmen zu können, brauchen sie Bewusstsein und Wissen: Es gibt eine Baukultur! Was ist unsere Baukultur? Wie ist Baukultur vonseiten der kommunalen Architekturpolitik förder- und umsetzbar?

Der Einstieg ist eigentlich ganz einfach. Es braucht bei den massgebenden Stellen und Menschen die Erkenntnis, dass eine lebendige Baukultur neue mutige Beispiele braucht – mit den Worten von Bettina Götz, Vorsitzende des österreichischen Beirats für Baukultur: «Nur neue Architektur schafft altes Erbe.»

Es gibt Preise für gute, mutige Ortsentwicklungen oder Gebäude. So wurde im Jahr 2012 in Elm ein neuartiges Mehrfamilienhaus mit dem Prix Lignum ausgezeichnet. Doch wie weit es her ist mit der öffentlichen Akzeptanz dieser Auszeichnung, zeigt die Aussage eines Dorfführers von Elm: Er werde nun seine Dorftouren nur noch so weit führen, dass man dieses Haus nicht ins Blickfeld bekomme. Andernorts wird genau diese Architektur zu einem touristischen und wirtschaftlichen Standbein – moderne Architektur als Zeichen einer fortschrittlichen Entwicklung, die man stolz den Gästen vorzeigt und ein positives Image schafft.

Gute, mutige Beispiele brauchen mutige Bauherren, mutige Architekten, aber auch mutige Baubehörden. Doch Mut allein genügt nicht. Auch Strukturen sind nötig und Menschen, die zusammenstimmen. In Dafins in Vorarlberg bringt dieser Mix eine beispielhafte Dorfgestaltung mit sich, in Langenegg im Bregenzerwald eine Ortsentwicklung, die erstaunt. Im Kanton Glarus verspricht die in der Gesetzgebung neu vorgeschriebene kommunale Gestaltungskommission – wird sie richtig eingesetzt – eine solche vorwärtsgerichtete Baukulturpolitik.

Als Grund für staatliche raumplanerische Eingriffe wird vielfach ‹Zersiedelung› angegeben. Dies betrifft die Boomregionen. In Randregionen ist es der ‹Zerfall›, der angegangen werden muss. Die Gemeindeordnung von Glarus Süd kennt dazu den vorbildlichen Artikel 90: «Die Erträge aus den Bodenverkäufen sowie Zinsen für im Baurecht abgegebene Parzellen sind für den Erwerb von Landreserven, für die Erschliessung von Quartieren sowie für Erneuerungen in den Ortskernen zu verwenden.» Das heisst, die Erträge aus gemeindeeigenen Liegenschaften gilt es für die Zukunft zu investieren, und das Silbergeschirr darf nicht verscherbelt werden. Mit diesem Artikel 90 kann die Gemeinde Glarus Süd auf vielen Gebieten der Architekturpolitik aktiv werden, wenn sie denn will. Architekturpolitik für Glarus Süd kann somit heissen:

- Mutige Beispiele zulassen, fördern oder selbst bauen.
- Die Behörden, die Verwaltung und die Gestaltungskommission haben einen hohen Wissensstand betreffend zukunftsgerichtete Baukultur.
- Artikel 90 der Gemeindeordnung wird aktiv eingesetzt bei der Liegenschaftenbewirtschaftung, der Mehrwertabschöpfung, Gebietserneuerungen, Wohnbaugenossenschaften, Wohnbauförderung und der Bauvermittlung. ●

Im ländlichen Dafins (Gemeinde Zwischenwasser / Vorarlberg) ermutigt die Baubehörde zu Bauten wie diesem Wohnturm und wird dadurch zur Baukultur-Mustergemeinde.

In Linthal entsteht eine Turnhalle nicht nur zum Turnen, sondern als Teil der neuen Glarner Baukultur.

In Elm entstand 2011 ein Mehrfamilienhaus mit 12 Wohnungen (Architektur: Marti Architekten, Matt). Mancherorts fehlt noch die Erkenntnis, dass es solche mutigen Beispiele braucht, um Baukultur zu schaffen. Foto: Rasmus Norlander

Ohne Eigeninitiative stünde Langenegg (Bregenzerwald) ohne Dorfzentrum da – jetzt ist es die ‹europäische Dorferneuerungsgemeinde›.

Kaspar Marti ist Architekt, Gemeinderat von Glarus Süd und vielfältig regional engagiert.

Projekte entwickeln in Glarus Süd

Text: Hansruedi Marti

Glarus Süd ist seit dem 19. Jahrhundert stark industriell geprägt und ist dennoch immer etwas am Rand geblieben. Das mag wirtschaftlich negativ sein – für das bauliche Erbe war es von Vorteil. Es ist zum grossen Teil kaum angetastet und bietet ein vielfältiges Sowohl-als-auch: dichte Dörfer im Tal, Betschwanden etwa, ebenso wie Streusiedlungen darüber, zum Beispiel in Braunwald. Kleine ‹Ghaltigen›, über 300 Jahre alte Heuställe, bei Elm ebenso wie mächtige, beinahe urbane Fabrikensembles entlang der Linth. Zu diesem Sowohl-als-auch passt, dass Holz- und Steinbauten fast gleichwertig vorhanden sind.

Obwohl da die Lebenshaltungskosten schweizweit am tiefsten sind, hält die Abwanderung aufgrund fehlender Arbeitsplätze an, wenn auch in jüngster Zeit abgeschwächt. Zum ökonomischen Motiv der Abwanderung gesellt sich bisweilen ein baukulturelles: Ein Teil der Bevölkerung ist gegenüber alter Bausubstanz gleichgültig und erkennt darin keinen Wert.

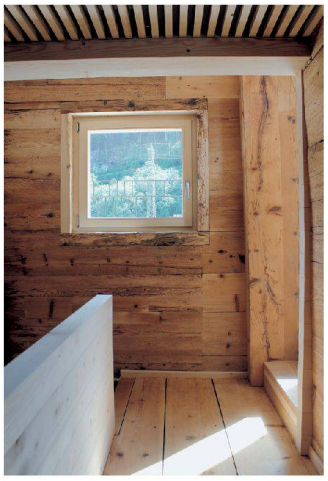
Dem versuchen wir in unserer Arbeit als hier ansässige Architekten entgegenzutreten. Wir bearbeiten vorwiegend Umbauten. Dabei interessieren uns konzeptionelle Themen ebenso wie räumliche und konstruktive. Wir gehen dem Wesen eines Hauses nach, beschäftigen uns aber oft auch mit seinem Uneindeutigen, Unscharfen und haken genau da nach. Dies kann zu grossen Eingriffen führen, zu richtiggehend transformierten Häusern, aber auch zu fast unsichtbaren Umbauten.

Seit einiger Zeit investieren wir auch selbst in Umbauten. Wir kaufen Altbauten, entwerfen den Umbau und führen ihn aus, gestützt auf unsere Kombination von Architekturbüro, Bau- und Holzbauunternehmen. Anschliessend verkaufen oder vermieten wir die Häuser weiter. Eine Art Projektentwicklung da, wo kaum Nachfrage herrscht – wie geht das? Konkret: Was für Wohnungen sind möglich in Dörfern, wo ganze Häuser für 900 Franken Monatsmiete angeboten werden? Und was lässt sich aus alten Stuben von 1,98 Metern Raumhöhe machen?

In Nidfurn fanden wir ein Bürgerhaus typisch glarnerischer Prägung. Es steht direkt an der Kantonsstrasse und war stark sanierungsbedürftig. Der Umbau klärt die schöne räumliche Grundstruktur und erneuert das Haus mit einfachen, aber stimmigen baulichen Mitteln. Auf der Gartenseite erhielt das Haus eine zweigeschossige, gedeckte Terrasse, architektonisch kräftig ausformuliert. Sie verleiht dem Gebäude eine üppige Grosszügigkeit. Diese Ergänzung kompensiert die laute Lage an der Strasse, verwandelt sie vielleicht in einen Vorteil – für künftige Bewohner, die ein altes Haus mit Garten ebenso wie die nahe Strasse schätzen, etwa um zur Arbeit zu pendeln.

Zurzeit entwickeln wir den Umbau eines wichtigen Bausteins des Dorfgefüges in Haslen. Geplant ist ein Umbau in mehrere Wohnungen, die wir zu erschwinglichen Preisen zur Miete anbieten möchten. Bei all diesen Projekten achten wir darauf, den Charakter des individuellen Orts zu stärken. Aus Haslen soll nicht Schänis werden und aus Engi nicht Amden. ●

Hansruedi Marti ist Architekt und Bauunternehmer in Matt und Präsident des Glarner Architekturforums.



Umbau eines Reihenhauses, 2013
Sool / Glarus Süd
Bauherrschaft:
Maya Kobi Largo und Louis Largo
Architektur und Realisation:
Marti Architekten, Matt

Umbauen ist die wichtigste Aufgabe für Architekten in Glarus Süd – hier ein Beispiel in Sool.

Das Bürgerhaus in Nidfurn erhielt auf der Gartenseite eine Terrasse, grosszügig und kräftig gestaltet. Foto: Ralph Feiner

Umbau eines Wohnhauses, 2013
Nidfurn / Glarus Süd
Bauherrschaft:
Marti Immobilien & Projektentwicklung, Matt
Architektur und Realisation:
Marti Architekten, Matt

Die schönen Grundrisse sind bereinigt, das Glarner Täfer in den Stuben ist erneuert. Foto: Ralph Feiner

Vrin im Lugnez: Das Bild der Landschaft entsteht durch die Methode der Bewirtschaftung.

An der Schwelle zwischen profan und sakral: die Vriner Totenstube, 2002 von Caminada erbaut.

Orte schaffen heisst Differenzen stärken

Text: Gion A. Caminada, Fotos: Lucia Degonda

Unsere Orte gleichen sich immer mehr. Die technischen Errungenschaften und die dadurch mögliche Mobilität sind ein wesentlicher Grund dafür. Wir leben gleichzeitig an verschiedenen Orten. Darum muss nicht länger ein einziger Ort so gerichtet sein, dass er unsere Bedürfnisse mit den jeweiligen Bedingungen der Jahreszeiten verbindet. Zudem erlauben uns die grössere Freiheit und die Entfaltung der Individualität, dass wir uns von Konventionen und gesellschaftlichen Vereinbarungen lösen, die das Leben am Ort früher geprägt haben. Dadurch ist die Siedlung als Ort in der Natur wie auch der städtische, zentrale Ort der Gemeinschaft heute geschwächt.

Gesamtheitliche Orte zu schaffen, muss auch unter diesen Gegebenheiten das Ziel der Architektur sein. Es gibt keine Rezepte dafür, jedoch eine Haltung, die einem glaubwürdigen, kulturellen Ziel folgt. Das Leitmotiv einer solchen Haltung ist die Differenz. Eine Differenz, die aus der unverwechselbaren Relevanz des Orts erwächst. Das Ziel bleibt letztendlich aber nicht das Systematische der Differenz, sondern der daraus zu gewinnende Mehrwert für das Leben – der Ort.

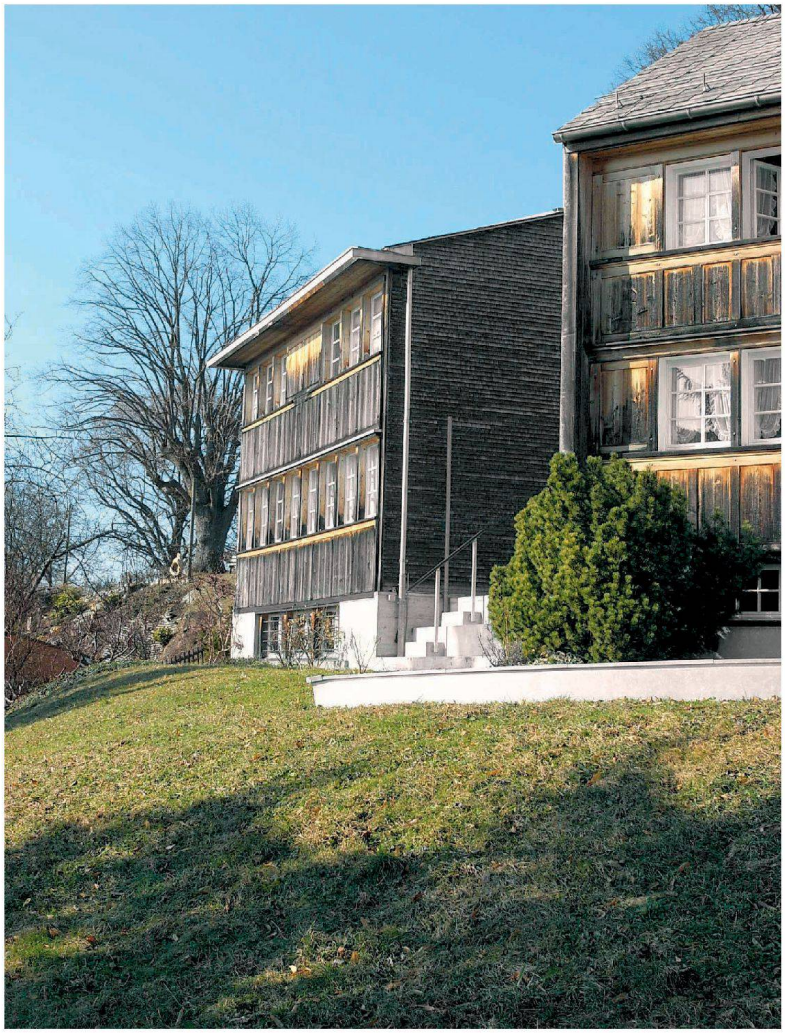
Den Ort erschliessen wir zunächst über unsere meist auf das Visuelle konzentrierten Sinne. Dies macht jedoch nur einen Teil der Wirklichkeit eines gelebten Orts aus. Wenn es gelingt, in tiefere Schichten vorzudringen, kommen wir der Bedeutung der Bilder erst auf die Spur. Ein Entwurf, der ausschliesslich aus dem Visuellen hervorgeht, zeugt von deutlicher Distanz zu den Dingen. Das Bild des kulturell ganzheitlichen Orts ist die Konzentration von Ursachen.

Der Mensch strebt bei sich selbst und in seinem Tun nach Autonomie. Die forcierte Suche nach einem Anderssein bleibt jedoch angesichts ihrer Konkurrenz von kurzer Dauer. Der Ausweg liegt in der Stärkung der eigenen Fähigkeiten. Die Suche nach dem Ausdruck von Eigenarten will nicht primär Differenzen zu anderen Orten konstituieren, sondern den eigentlichen Ort hervorbringen.

Die wirklichen Eigenarten werden nicht willkürlich erzeugt. Sie beziehen sich auf Bedingungen, deren Aktivierung einen Vorteil verspricht und bringt. Differenz bildet sich aus der Gesamtheit spezifischer Eigenschaften des Orts und der sich darauf beziehenden Kultur. Die Unterschiede innerhalb eines starken Ensembles ergeben sich aus den stattfindenden Beziehungen. Eingeschlossen sind auch Widersprüche, jedoch solche, die im iterativen Verbund des Gemeinsamen stehen. Erst mit ihm bildet sich die Kraft für eine Wirkung nach aussen. Differenzen zu anderen Orten werden erst durch ein Quantum des Fast-Gleichen wirksam. Die sorgsame Verantwortung für den Raum braucht dessen Überschaubarkeit. Daraus folgt Sinn und wirksame Motivation. Der Entwurf, der die Frage nach der Identität des Orts stellt, ist nicht nur von ästhetischer Relevanz, er folgt einem tief menschlichen Bedürfnis.

Orte schaffen heisst Nähe gewinnen zu den Dingen, die unser Leben prägen. Die Distanz wird reduziert, indem wir Prozesse verstehen und Erfahrungsräume erschliessen. Der Mensch ist erst aus dem Überschaubaren heraus fähig und bereit, wirksame Motivationen zu entwickeln und Verantwortung für die Umwelt und den eigenen Ort zu übernehmen. Ein Ort ist mehr als ein Bild. ●

Gion A. Caminada ist Architekt in Vrin und Professor für Architektur an der ETH Zürich.



Beim Wohnhaus von 1987 am Höhenweg in Herisau knüpfte Paul Knill an das traditionelle ‹Heidehuus› mit traufständiger Fassade an.

Zum Wesen baulicher Identität

Text und Fotos: Paul Knill

Weisses Oberteil, braune Hose, weisse Socken, schwarze Schuhe. Der Schreibende ist offensichtlich Appenzeller und beginnt darum mit einem Lied:

«En Appezeller Hüüsli hed Frohsinn ond Verstand, ond luegt mit helle Schiibe i d Sonn ond wiit is Land. Ond send au d Täfel vorne recht bruu ond höbsch verbrennt, me werd bi öös vom Wetter nutz möndersch as verwennt. Drom hed au s Huus för d Kelti de gschendlet Tschoope n a, ond d Feeschter henne osse mönd Regetächli haa. Es stohd i menge Gfohre ond glich i Gottes Hand, ond hed wie d Lüüt drenn inne vill Frohsinn ond Verstand.»

Gemeinhin wird die regionale Prägung damit erklärt, dass Bauplätze, Baumaterial, Bedürfnisse und Intentionen der Bauenden ähnlich waren und wenig Austausch zwischen den Regionen stattfand. Dank des Liedes vom ‹Appezeller Hüüsli› lernen wir nun, dass bauliche Identität komplexer ist. Wer einem Haus menschliche Sinne und Fähigkeiten singend zuschreibt, identifiziert sich mit ihm. Er verknüpft die bauliche mit seiner persönlichen Identität. Ja, er bildet in Bauwerken die Gesellschaft ab. Die Identität eines Hauses ergibt sich nicht aus der ordentlichen Welt von gestern oder der heterogenen von heute zwangsläufig aus einem Kranz kalkulierbarer Bedingungen. Ein Bau muss sich auf gesellschaftlichen Konsens und persönliche Intention beziehen.

Persönliche Identität entsteht aus Veranlagungen und Erfahrungen. Sie zeigt sich darin, wie jemand sich gibt, wie er sich kleidet. Dabei ist Eigenheit für einen ausgeprägten Charakter ebenso Voraussetzung wie ein minimaler gemeinsamer Nenner für eine kollektive Identität. Diese hält die Gesellschaften zusammen, bildet Differenzen und Gemeinsamkeiten ab. Als Architekten haben wir das Privileg, kollektive Identitäten in all den Bauten lesen zu können. Sie zeigen, was die Menschen, für die wir bauen, bewegt hat, wie sie darin über die unmittelbaren Bedürfnisse hinaus Gesellschaft abgebildet haben. Wer diese Spuren lesen kann, wird auch eher neue Spuren legen können.

Auch die Gestalt der künftigen baulichen Identität ergibt sich nicht zwangsläufig aus Kalkulierbarem. Sie ist eine kulturelle Tat. Sie braucht eine Autorin oder einen Autor, der Spuren lesen und das Geflecht der Bedingungen ermessen kann – um daraus Bauten zu komponieren, die nicht nur ein persönliches Bedürfnis erfüllen, sondern auch einen kollektiven Willen.

Der Architekt wird aber nie alles erklären wollen. Ja, er kann durchaus willkürlich bildhaft schaffen. Er muss zuweilen gar schwindeln, um Wahres zu sagen. Die Hose des Schreibenden ist nicht tannig, sie wird von Dickies in Mexiko hergestellt, das weisse Trachtenhemd ist ein Jerzees-T-Shirt aus Kentucky, USA, die weissen Socken stammen aus Vorarlberg und die schwarzen Schuhe aus Bayern. Das ischt mer no en rächte Appezeller. ●

Abbild kollektiver Identität: Weiler Meistersrüte bei Appenzell.

Paul Knill ist Architekt in Herisau und Präsident des Bundes Schweizer Architekten (BSA).

Klänge für Ränder

Text: Köbi Gantenbein, Foto: Peter Loewy

Peter Zumthor arbeitet am Musikhotel für Braunwald. Zum Abschluss der Glarner Architekturtagung spricht er über Musik und Architektur und hört mit dem Publikum Musik. Wie aber klingen seine Häuser?

Sitze ich in der Kapelle von Sogn Benedetg hoch über dem Vorderrhein auf der Holzbank, meine ich, in einem Instrument zu sein. Peter Zumthor hat diese Kapelle im Jahr 1986 gebaut – sie hat seinen Ruf als Architekt begründet. Mit leisen Tönen beginne ich zu singen, werde lauter und schwelle wieder ab. Der hohe Raum, im Grundriss geformt wie ein Tropfen, erklingt melancholisch und feierlich; die Wände, der Boden und die Decke aus Holz werfen die erste und die zweite Reflexion meiner Tenorstimme in den Raum. Jede Jahreszeit tönt hier anders – denn an einem Januarnachmittag leuchtet die Sonne anders durch das schmale Fensterband unter der Kapellendecke als im August. So singend fühle ich mich geborgen in einem Seelencello.

Tönend lässt sich auch die Therme in Vals erkunden. Das Stöhnen im ‹Feuerbad› tönt ganz anders als das Quietschen im ‹Eisbad›; erhebend bringen wir Bader das ‹Blütenbad› mit Wellen von leise zu laut, und im ‹Klangbad› stimme ich ab und zu einen Choral an. Neulich stand ich mitten in der weiten Halle des Werkraumhauses von Andelsbuch im Bregenzerwald, Peter Zumthors jüngstem Werk, und freute mich, wie ein kleines Lied durch den riesigen Raum schwebte, wie seine Akustik ebenso zur architektonischen Güte gehört wie das mächtige Dach, die räumliche Fügung und die schön verarbeiteten Steine, die Hölzer und Tücher vor den riesigen Glasscheiben.

Peter Zumthors Innenräume haben als Eigenart, dass jeder anders, eigen tönt – die Kapelle Sogn Benedetg klingt warm und melancholisch, das Bad von Vals hallt farbig, im Treppenhaus des Museums von Bregenz widertönen die Schuhsohlen hart und der lange Aufgang in das Museum Kolumba von Köln klingt kirchenfeierlich. Und überall verstärkt das Licht meine Wahrnehmung des Klangs – so bleibt mir die Eigenart anders als die vieler Häuser in Erinnerung und im Ohr.

Ich will aber keine Theorie fabulieren, Musik habe in Peter Zumthors Architektur einen besonderen, eigens kalkulierten Stellenwert. Doch es ist gewiss so, dass seine musikalische Ausbildung und sein waches Interesse an Musik sein Denken und Handeln als Architekt mittragen. Zumthor gründete schon in den Fünfzigerjahren seine erste Jazzband, spielte als Trompeter mit und wechselte später an den Kontrabass. Er liess sich auf diesem Instrument klassisch ausbilden, lernte die Theorie der Musik, und heute noch steht ein Bass spielbereit in seiner Haldensteiner Stube. Als Architekt hat er das Klanghaus im Toggenburg so weit entwickelt, bis es die Politik scheitern liess, weil es nicht mit dem Wettbewerbsverfahren konform war. Dem Theater Origen plant er, eine Salle Modulable in der Burg Riom im Oberhalbstein einzurichten – ein Vorhaben, für das der Bauherr zurzeit auf Geldtrommeltournee ist. Und in diese Reihe gehört auch das Musikhotel für Braunwald, über dessen Haus der Architekt zurzeit nachdenkt. Toggenburg, Oberhalbstein, Glarus Süd – drei Musikhäuser der besonderen Art, dreimal in einer Region am Rand. Auf der Alpinen Brache werden die Töne erklingen! ●

Peter Zumthor (Harmonium) spielte anlässlich der Eröffnung des Werkraumhauses im Bregenzerwald. Zusammen mit Vera Kappeler (Piano) und seinem Sohn Peter Conradin Zumthor (Schlagzeug).